

Martin Langebach (Herausgeber), **Germanenideologie. Einer völkischen Weltanschauung auf der Spur.** Bundeszentrale für politische Bildung, Schriftenreihe, Band 10589, Bonn 2020. 208 Seiten mit farbigen und schwarz-weißen Illustrationen sowie 1 Karte.

Mythen und Legenden als wichtige Bestandteile der Erinnerungskultur und Konstruktionsvorlage von Ideologien sind wesentlich für die Identitätsbildung politischer, sozialer und religiöser Gemeinschaften. Unabhängig und in der Regel konträr zu historischen Fakten haben sie einen erheblichen Gegenwartsbezug und werden von jeder Generation und Gruppierung immer neu herangezogen und den eigenen ideologischen Anforderungen und Bedürfnissen angepasst. Dass sich die Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn bei der großen Fülle drängender gesellschaftspolitischer Themen der ›Germanenideologie‹ widmet, zeigt vor allem deren aktuelle Bedeutung in national-konservativen und insbesondere rechtsradikalen Kreisen und wirft zugleich ein Schlaglicht auf die Situation in der heutigen Bundesrepublik Deutschland. Die Archäologie und die Geschichtswissenschaften müssen sich aus ihrer gesellschaftlichen Verantwortung heraus aufgerufen sehen, ihr Wissen in diesen Diskurs einzubringen und der irregulären ›historischen Vereinnahmung‹ und den Verkündern ›alternativer Fakten‹ entgegenzutreten. Vor diesem Hintergrund ist auch diese Rezension zu sehen, wobei wohl erstmals eine Veröffentlichung der Bundeszentrale für politische Bildung in den Bonner Jahrbüchern besprochen wird.

Die Entstehung der Publikation hat eine Vorgeschichte, die dort allerdings nicht nachzulesen ist und vom Rezensenten recherchiert wurde. Martin Langebach, Referent im Fachbereich ›Extremismus‹ der Bundeszentrale für politische Bildung, wurde von Michael Schmauder, zuständig für die Sammlungen am Landesmuseum Bonn und verantwortlicher Co-Kurator der Ausstellung ›Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme‹, aufgesucht und von dem geplanten Ausstellungensvorhaben im Herbst 2020 in Berlin und Sommer

2021 in Bonn unterrichtet. Ergänzend zur Ausstellung und dem gleichnamigen fachwissenschaftlichen Begleitband, die er und Matthias Wemhoff, Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin, in gemeinsamer Gesamtleitung betreuen würden (erschieden Darmstadt 2020, im Folgenden ›Germanenkatalog‹), regte Michael Schmauder eine weitere, stärker gesellschaftspolitisch ausgerichtete Veröffentlichung für eine breitere Öffentlichkeit an, unter anderem für Lehrer, Erzieher, Sozialarbeiter und -pädagogen sowie Politiker als wichtige Zielgruppen. Dieses Buch, für eine geringe Schutzgebühr zu beziehen, liegt nun mit der ›Germanenideologie‹ vor und greift nicht nur – wie in unseren Fachpublikationen allenthalben üblich – die Forschungs- und ältere Rezeptionsgeschichte zu den Germanen auf, sondern beleuchtet darüber hinaus heutige Auswirkungen und Aussagen dazu in unserer Gesellschaft. Der Herausgeber machte sich auf Autorenakquise und hat ein Team von sieben Wissenschaftlern zusammengestellt, die in einer Vielzahl von Beiträgen ihre jeweilige Fachkompetenz bereits unter Beweis gestellt hatten. In seinem Vorwort unterstreicht er die enge Verbindung zur Berlin-Bonner Ausstellung und zu dem dortigen Begleitband. Beide Bände ergänzen einander hervorragend und mehrfach wird in dieser Rezension auch auf einzelne Essays des Ausstellungsbandes verwiesen. Eine zusätzliche Publikation zieht der Rezensent zur Ergänzung und zum Vergleich heran, die ebenfalls auf ein Ausstellungsprojekt zurückgeht, nämlich auf die an drei Museen (Haltern, Kalkriese, Detmold) gezeigte Präsentation ›2000 Jahre Varusschlacht‹. Es handelt sich allerdings nicht um das seinerzeit, im Jahr 2009 erschienene dreibändige Opus ›Imperium – Konflikt – Mythos‹, sondern um den Auswertungsband, der drei Jahre später erschienen ist (E. Baltrusch u. a. [Hrsg.], 2000 Jahre Varusschlacht. Geschichte – Archäologie – Legenden [Berlin und Boston 2012]). Einige der dortigen Autoren tauchen ebenfalls in der ›Germanenideologie‹ oder im Berlin-Bonner Ausstellungsband auf.

Den ersten Beitrag zur ›Germanenideologie‹ und zugleich die altertumswissenschaftlichen Grundlagen liefert der Tübinger Althistoriker Mischa Meier. In dieser Besprechung wollen wir uns schwerpunktmäßig mit diesem Beitrag beschäftigen, da er den Anspruch erhebt beziehungsweise erheben muss, einer zumeist mit der Geschichte der Germanen wenig vertrauten beziehungsweise durch frühere vermeintlich fachliche Aussagen indoktrinierten Öffentlichkeit – Aussagen, die nicht selten in die Zeit des Nationalsozialismus zurückreichen und aus heutiger Sicht als Legitimation für Aussonderung und Okkupation dienten – den momentanen wissenschaftlichen Kenntnisstand darzustellen und dabei die hier involvierten Fachdisziplinen Geschichte, Sprachforschung und Archäologie umfassend einzubeziehen. Der zweite, kürzere Teil der Rezension ist dann den fünf weiteren Beiträgen gewidmet, die sich im Anschluss an die Darstellung der fachwissenschaftlichen Grundlagen unter der Überschrift ›Rezeption‹ beziehungsweise ›Weiterleben‹ subsumieren lassen. Hier scheint uns der

wissenschaftliche Disput weniger kontrovers und daher fällt dieser Abschnitt entsprechend knapper aus.

Mischa Meier hat seinen Beitrag unter die vergleichsweise provozierende Überschrift gestellt: ›Caesar hat die Germanen erfunden – oder doch nicht?‹ (S. 14–38). Bereits vor einigen Jahren, in einem Interview im Deutschlandfunk, hatte der Verfasser diese These formuliert und Widerspruch aus dem rechten politischen Lager, der ›Alternative für Deutschland‹, geerntet. Der Beitrag unterlegt nun Meiers Auffassung und endet in einer Frage und deren Beantwortung (S. 36): ›Wer oder was also sind die antiken Germanen? [...] Wenn man den Versuch dennoch unternehmen möchte, so müsste das Ergebnis wohl lauten: in erster Linie eine Projektion – jedoch mit erheblicher Wirkungsgeschichte.‹ Wohl eine ›Projektionsfläche‹ insbesondere für Disziplinen wie die Sprachwissenschaften und die Archäologie, da die Subjekte ihrer Betrachtungen sich in den eigenen Quellen ja nicht als ›Germanen‹ ausweisen, sondern Fremdbezeichnungen beziehungsweise -zuweisungen antiker Schriftsteller aufgegriffen werden. Immerhin, mag man zu bedenken geben, stimmen die Ausgangsindikatoren der drei angeführten Wissenschaftsdisziplinen (Alte Geschichte, Sprachwissenschaft, Archäologie), die sich mit ›Germanen‹ befassen, hinsichtlich Raum, Zeit und sozialer Gruppe cum grano salis überein – natürlich sind diese Merkmale nicht völlig deckungsgleich, wohl aber vergleichbar.

Sicherlich eignet sich Meiers oben genannte Ausgangsthese für einen hochkarätigen interdisziplinären Diskurs. Die Frage sei erlaubt, ob sein Beitrag an dieser Stelle tatsächlich gut platziert ist und seine dort vorgenommenen Dekonstruktionen hinsichtlich Germanen als Sprachgruppe, als Bewohner eines spezifischen Gebietes und als ethnisch-kulturelle Einheit – dazu gleich mehr – nicht vor allem eine gewisse Ratlosigkeit beim wenig fachkundigen Publikum hervorrufen, zumal die Ausführungen Meiers zur Sprachwissenschaft und insbesondere auch zur Archäologie recht plakativ ausfallen – etwa, was und wer eine ›archäologische Kultur‹ definiert (S. 26 f.) – und ›Gegendarstellungen‹ in diesem Band sicherlich fehlgriffen. Verbleiben wir aber noch ein wenig bei den antiken Quellen und vergleichen beziehungsweise ergänzen Meiers Sichtweisen mit Beiträgen anderer Althistoriker in den beiden oben genannten Fachpublikationen aus den Jahren 2012 (›2000 Jahre Varusschlacht‹) und 2020 (›Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme‹).

Unstrittig dienten ›die Germanen‹ antiken Schriftstellern auch als Projektionsfläche für subjektive Anliegen (A. Demandt in: 2000 Jahre Varusschlacht 59–69, bes. 62–64). Aber zunächst und vor allem waren beziehungsweise sind sie reale, ›historisch handelnde Gruppen‹ wie Reinhard Wolters (Germanenkatalog 451) schreibt und treffend ergänzt ›nicht für eine wissenschaftlich erschlossene Sprachfamilie und auch nicht für archäologische Fundgruppen‹ von den Autoren intendiert. Diesen Vorrang des Realbezuges gegenüber dem Folienhaften unterstreicht auch Ernst Baltrusch (Ger-

manenkatalog 396): »Vielmehr waren in ihren Augen [scil. der Leser] die Völker tatsächlich genau so, wie sie beschrieben wurden, und nur mit dieser Haltung konnten Römer etwas mit den Berichten anfangen.«

Dass Cäsar die Germanen erfunden hat, verwendet natürlich auch Meier nur im übertragenen Sinne, aber wie gelangte deren Name zu den Römern und welche Rolle spielte dabei Cäsar? Nach allgemeiner Auffassung (Demandt a. a. O. 60 f.; Wolters a. a. O. 456 f.) waren es gallische Informanten, die Cäsar bald nach seiner Ankunft namentlich von den über den Rhein strömenden germanischen Gruppen berichteten und um Hilfe baten. Schon einige Jahre zuvor war der Haeduer Diviciacus wohl in der ›Germanenfrage‹ deshalb bereits in Rom gewesen und hatte vor dem Senat gesprochen. Aber schon vorher waren den Römern Germanen als ethnische Gruppe namentlich bekannt, wenn auch die aktuelle Forschung die Aussagekraft und geographische Zuweisung in den diesbezüglichen antiken Zeugnissen kontrovers beurteilt (Demandt a. a. O. 60 f.; Wolters a. a. O. 454–456; kritisch: Meier a. a. O. 15 f.). Unstrittig gebührt Cäsar aber das Verdienst, die Germanen als große, zwischen Kelten und Skythen von ihm angesiedelte Volksgruppe nachhaltig in das römische Blickfeld gerückt zu haben. Der Altphilologe Gerhard Perl (Tacitus. Germania [Berlin 1990] 133) und der Althistoriker Klaus-Peter Johné (2000 Jahre Varusschlacht, 25–58) machen diesbezüglich darauf aufmerksam, dass Cäsar mit dem Vierten Buch seines Gallischen Krieges, also seit 55 v. Chr., ›Germania‹ als geographische Raumbezeichnung anführt (u. a. Caes. Gall. 4, 4, 2; 6, 11, 1). Schon eine Generation später hat Augustus' engster Vertrauter und Statthalter in Gallien, Agrippa, wie Plinius (nat. 4, 81) berichtet, konkrete geographische Vorstellungen zur Ausdehnung und verortet die Ostgrenze dieser ›Germania‹ entlang der Weichsel, die als Grenzfluss zu den Sarmaten fungiere. Und bereits im zweiten nachchristlichen Jahrhundert führt der alexandrinische Geograph Claudius Ptolemäos für diesen Raum – von ihm als ›Germania magna‹ bezeichnet – dann rund neunzig mit Koordinaten versehene Orte und Geländemarken an (A. Kleineberg u. a., Germania und die Insel Thule [2. Aufl., Darmstadt 2011] 21–67, bes. 28–31). Bekanntlich umfasst diese Zeit und insbesondere der geographische Raum zwischen Rhein und Weichsel auch das Hauptarbeitsgebiet für die Sprachwissenschaften und die Archäologie als Disziplinen, die sich ebenfalls mit den Germanen befassen. Uns scheinen die hier nur beispielhaft zitierten antiken Hinweise sehr konkret und nicht ausreichend erfasst mit Meiers Metapher ›Projektion‹.

Es lassen sich weitere Gründe für die Überwindung der Hürden anführen, die Mischa Meier unnötig zwischen den Disziplinen aufbaut, ohne diese (abgesehen von seiner eigenen Profession) wirklich mit ihren Beiträgen, inhaltlichen Ansätzen und der jeweiligen Quellenkritik zu würdigen. Auch Archäologen gehen heutzutage nicht (beziehungsweise nicht mehr) von einem homogenen ›germanischen Volk‹ oder einer von ihnen gemeinsam genutzten und verstandenen ›germa-

nischen Sprache‹ aus; sie setzen auch nicht bestimmte, aufgrund ihrer materiellen Überlieferung definierte Kulturgruppen beziehungsweise -kreise bedenkenlos mit taciteischen Stämmen gleich. Ein schneller Blick in den Beitrag des Prähistorikers Stefan Burmeister (Germanenkatalog 417–431) zur aktuellen Diskussion macht dieses deutlich, und daher ist es wichtig, diesen Ausstellungsband begleitend und ergänzend zur ›Germanenideologie‹ zur Hand zu nehmen. Mischa Meier betont in seinem Beitrag, dass es keine wirkliche Kohärenz zwischen den Disziplinen mit ihren Objekten gebe. Aber darf man dies angesichts völlig unterschiedlicher Quellen (literarische und sprachliche Quellen sowie Sachquellen) überhaupt erwarten und – vor allem – braucht es diese, um interdisziplinär zu arbeiten?

Zu Recht weist Heiko Steuer (Germanenkatalog 43–46), jahrzehntelanger Autor und Mitherausgeber des mehr als dreißig Bände umfassenden ›Reallexikon der Germanischen Altertumskunde‹, darauf hin, dass jede Teilwissenschaft einen unterschiedlichen Germanenbegriff verwendet und quellenbasiert auch eigene Vorstellungen zur Thematik entwickelt hat. Er (Germanenkatalog 60–64) referiert im Zusammenhang mit der Archäologie die Vielzahl von Forschungsergebnissen zur ähnlichen Siedlungsstruktur mit den Hauslandschaften, zu den überregionalen Netzwerken der Eliten, in der Kunst mit dem weit verbreiteten Tierstil oder bei den Alltagsgegenständen (z. B. spezifische Metallgefäße oder Goldschmuck wie Berlocken; hinzufügen könnte man Fibelformen wie die frühen Augenfibeln oder diejenigen der sogenannten Preußischen Nebenserie), »die es erlauben, von ›Germanen‹ als kulturelle Einheit zu sprechen. Damit sage ich [scil. H. S.] jedoch nicht, dass es ein Gemeinschaftsbewusstsein der Bewohner in Germanien gegeben hätte« (Germanenkatalog 43). Ähnlich argumentiert auch der Archäologe Sebastian Brather (Germanenkatalog 400–411), wonach man natürlich keine Kongruenz der betroffenen Wissenschaften einfordern könne, sondern vielmehr die verschiedenen Sichtweisen und erzielten Ergebnisse als Bereicherung empfinden müsste. Eben nur durch diese unterschiedlichen Quellenzugänge werden (fast) alle Lebensbereiche und Sachverhalte erschlossen. Unstrittig verzeichnet die Archäologie dabei den mit Abstand größten Quellen- und damit auch Erkenntniszuwachs, insbesondere wenn benachbarte Naturwissenschaften zur raum- und zeitbezogenen Rekonstruktion von Mensch und Umwelt in der ›Germania‹ beteiligt werden. Dadurch sind fehlerhafte oder auch eindeutig falsche Darstellungen antiker Autoren herauszufiltern (siehe Steuer a. a. O. 48–60).

Wenigstens einige dieser Hinweise und Ergebnisse hätte man sich im Beitrag von Mischa Meier gewünscht; seine These, die Germanen seien »in erster Linie eine Projektion«, wäre um einen haptischen Aspekt bereichert worden. Wie oben bereits erwähnt, im intellektuell-fachwissenschaftlichen Diskurs sieht auch der Rezensent den Beitrag von Meier als wichtig, aber er bezweifelt, dass der recht einseitige Bezug auf antike Autoren dem aktuellen Kenntnisstand zu den Ger-

manen und damit dem Bedürfnis und Verständnis der breiten Öffentlichkeit gerade in einer Veröffentlichung der Bundeszentrale für politische Bildung ausreichend Rechnung trägt.

Zum Abschluss dieses ersten Abschnittes und als Überleitung zum zweiten möchte ich noch auf eine antike Textstelle zurückkommen, die – aus welchen Gründen auch immer – von Meier nicht diskutiert wird, obwohl sie bis heute einen erheblichen rassistischen Gegenwartsbezug hat, im Zusammenhang dieser gesellschaftspolitisch konzipierten Publikation ein Versäumnis. Die Rede ist von der bekannten Äußerung bei Tacitus (Germ. 4), wonach die Stämme Germaniens durch keinerlei Heiraten mit anderen Völkern vermischt seien und sich so ein »reines und nur sich selbst ähnliches Volk« herausgebildet habe. Diese Darstellung bei Tacitus war, worauf die folgenden Beiträge in der »Germanenideologie« dann genauer eingehen, quasi die Basis der völkischen Ideologie und fand in den Nürnberger Rassegesetzen (Reichsbürgergesetz und Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre) im Jahr 1935 ihre vermeintlich legitime Fortsetzung. Aber noch heute hat diese Vorstellung Konjunktur bei der Neuen Rechten im Unwort vom »Bio-Deutschen«. Schon seit Längerem ist von althistorischer Seite (Perl a. a. O. 35 f.; Wolters a. a. O. 458 f.) allerdings darauf verwiesen worden, dass sich Tacitus hier ethnographischer Topoi bedient, die von anderen antiken Autoren etwa für die Ägypter oder Skythen, die Etrusker oder bei den für Kelten gehaltenen Teutonen bereits verwendet wurden.

Es soll keinesfalls ein Gefühl von Zweitrangigkeit aufkommen, wenn wir uns nun im zweiten Abschnitt dieser Rezension mit den folgenden fünf Beiträgen dieser Publikation vergleichsweise kurz befassen. Aber – wie oben bereits angemerkt – sehen wir hier eine weit größere Einigkeit in der *Communis opinio*, der sich auch der Rezensent zugehörig fühlt.

Der Historiker Ingo Wiwjorra greift mit seinem Beitrag »Der Germanenmythos in der deutschen Altertumforschung des 19. Jahrhunderts« (S. 40–68) ein Thema auf, das er fast unter dem gleichen Titel als Dissertationsschrift im Jahr 2004 einreichte und das zwei Jahre später als Buch erschienen ist (Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumforschung des 19. Jahrhunderts [Darmstadt 2006]). Wesentliche Änderungen waren in dem hiesigen Beitrag nicht zu erwarten, da Wiwjorras veröffentlichte Dissertation zu diesem Thema als Standardwerk gilt und in den Ausführungen und Quellennachweisen natürlich umfassender ist. In dem hier zu besprechenden Band ist diese »Kurzfassung« gleichwohl unverzichtbar, zumal der Autor bereits eingangs (S. 42) »Germanenmythos« von »Germanenideologie« begrifflich trennt. »Mythos« im Sinne von Mythisierung umfasst dabei irrationale und emotional-affektive Momente, während »Ideologie« die politische Intentionalität betont. Nach unserer Auffassung ist damit auch ein zeitliches Nacheinander gegeben, wobei die »Germanenideologie« erst zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts ihre volle Wirkmacht mit

dem völkischen Gedankengut erzielte und dem Mythos nachfolgte. Wiwjorra schildert in gebotener Kürze die Grundlagen und Rückgriffe, ausgehend von Johann Gottfried Herder, auf die *Germania* des Tacitus mit der Übernahme dortiger »rassischer Merkmale« (Treue, Enthaltsamkeit, Körperbau und Augenfarbe), die schließlich zur Gleichsetzung »germanisch = deutsch« führten. Die konstitutive Vorstellung von einer Einheit bezüglich Herkunft, Abstammung, Rasse und Kultur wurde hier entwickelt und Arminius, quasi der Stammvater des Gründungsmythos, zu Hermann eingedeutscht. In diesem Zusammenhang schildert der Autor auch die Etablierung einer germanischen Altertumskunde im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts in Abgrenzung zu anderen Altertumswissenschaften und vor dem Hintergrund der »Römer-Germanen-Antithese«.

Unmittelbar chronologisch und inhaltlich schließt der Historiker Uwe Puschner mit seinem Beitrag (»Die Germanen im völkischen Weltanschauungskosmos«, S. 70–100) an. Auch er hat in zahlreichen früheren Beiträgen (unter anderem in 2000 Jahre Varusschlacht 257–285) Grundlegendes zum völkischen Gedankengut und zur Gruppenbildung, der Völkischen Bewegung, verfasst und eine gut lesbare Quintessenz für eine breitere Öffentlichkeit vorgelegt. Die Völkische Bewegung formierte sich in Deutschland in der Mitte der 1890er Jahre und hatte Verbindungen zu vergleichsweise »jungen Disziplinen« wie der Ur- und Frühgeschichte oder auch der Volkskunde. Sie war eine Sammelbewegung und setzte sich aus einer Vielzahl von Vereinen und Vereinigungen zusammen, die in ihrer großen Mehrheit antijüdisch und rassistisch, aber auch antikatholisch und rückwärtsgewandt waren und dabei die Moderne mit ihren Problemen (Industrialisierung, Verstädterung, Proletarisierung und anderes) ablehnte. Sie umfasste gleichermaßen große Personengruppen von Laien und im professionellen Bereich, wobei der Prähistoriker Gustav Kossinna, der seit 1902 die erste außerordentliche Professur für deutsche Archäologie bekleidete, bekanntlich eine besondere Rolle spielte und enormen Einfluss auf beide Kreise ausübte. Er verschaffte dem völkischen Gedankengut einen wissenschaftlichen Anstrich, wobei die *Germania* des Tacitus als ältestes germanisch-deutsches Geschichtsbuch angesehen wurde.

Die Völkische Bewegung nahm nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem von ihr abgelehnten Friedensschluss von Versailles zunächst erneut einen großen Aufschwung, aber Hitler gelang es, diese Bewegung in die NSDAP zu integrieren und das verbindende völkische Gedankengut mit eigenen ideologischen Inhalten zu verbinden. Uwe Puschner leuchtet die etwa vier Jahrzehnte bis zur Machtergreifung durch die Nationalsozialisten beispielhaft aus und betont die für das völkische Gedankengut fundamentale Gleichsetzung von germanisch und deutsch und die Bedeutung der Germanenideologie für die völkische Weltanschauung. Manche damaligen Entwicklungen wirken aus heutiger Sicht skurril, etwa von Puschner zitierte Druckschriften esoterisch-neuheidnischer Gruppen oder die

Praxis ›Germanischer Glaubens-Gemeinschaften‹, die ebenfalls eine bewusste Abkehr von der Moderne bedeutete.

Hier setzt chronologisch und inhaltlich folgend der nächste Beitrag an, und zwar von der Prähistorikerin Uta Halle (›Archäologie, Germanen und die Wikinger im Nationalsozialismus‹ S. 102–138). Uta Halle zählt sicherlich zu den wichtigsten Autoren, die sich mit dem hier beschriebenen Zeitraum und seinen ›Vorboten‹ aus archäologischer Sicht beschäftigten. Erst nach der Wiedervereinigung erforschte auch die Archäologie ihre eigene Disziplingeschichte eigenständig, wobei neben Achim Leube und Heiko Steuer auch Frau Halle mit ihrer veröffentlichten Habilitationsschrift ›Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch! Prähistorische Archäologie im Dritten Reich‹ (Bielefeld 2002) große Bekanntheit in Fachkreisen erlangte. Neben einer Vielzahl weiterer Artikel war sie im Jahr 2013 auch Initiatorin der großen Ausstellung im Bremer Focke-Museum ›Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz‹, wobei dessen Untertitel das bekannte Werk von Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz (Stuttgart 2001), aufgreift.

Natürlich ist die Germanenforschung und -propaganda im sogenannten Dritten Reich ›ein weites Feld‹. Halle vertieft hier zwei Bereiche, zum einen die – wie sie es plakativ benennt – ›Germanisierung des Alltags‹, zum anderen die Rolle und Entwicklung der Archäologie im Nationalsozialismus. Gerade der erstgenannte Aspekt kommt in unseren Darstellungen zur Forschungsgeschichte bisweilen zu kurz, und die Autorin bringt Beispiele, wie nicht nur der ›normale‹ Museumsbetrieb diesbezüglich reagierte, sondern auch publikumswirksame Freilichtmuseen mit originalgroßen Modellen entstanden und etwa im Unterricht mit einer Vielzahl von tendenziösen Schulwandbildern Germanen und die Nordische Rasse (der man jetzt auch die Wikinger zurechnete) präsentiert wurden. Nach Schulschluss war aber die Indoktrination noch nicht zu Ende, so übernahm etwa die Hitlerjugend den ›Ehrenschutz‹ für Bodendenkmale (Stichwort: ›Unsere Ahnen‹).

Der zweite Aspekt widmet sich insbesondere der Auseinandersetzung zwischen dem Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte unter Vorsitz von Hans Reinerth und dem SS-Ahnenerbe in Deutschland vor und in den von der deutschen Armee besetzten Gebieten wie Frankreich und der Ukraine im Zweiten Weltkrieg. Ausführlich geht die Autorin darauf ein, dass die Archäologen sich freiwillig dem NS-Staat andienten und als Legitimationswissenschaft auch einen bemerkenswerten Aufwuchs in der Anzahl der Universitätsinstitute, der Museen und auch der Archäologischen Landesämter verzeichnen konnten. In ihren Schlussbemerkungen folgt die Verfasserin dabei der Einschätzung von Ulrich Veit (S. 132 f.), wonach ›die Archäologie [...] keine ›tragende Säule‹ der NS-Zeit [war], sie war nicht ›systemrelevant‹, aber sie trug mit ihren ›germanischen‹ Ausgrabungen, Ausstellungen und Forschungsideen als ein Baustein zum Funktionieren des NS-Staates bei.‹ Der

Rezensent möchte die Rolle und insbesondere Bedeutung der Archäologie im Dritten Reich etwas stärker differenzieren und zwei Zeitabschnitte im Sinne von Ulrich Herbert (Wer waren die Nationalsozialisten? [München 2021] 126) getrennt betrachten: »Naturwissenschaftler und Mediziner, Ingenieure und Techniker waren für das Regime und die deutsche Kriegsführung von überragender Bedeutung, weit wichtiger als Runenforscher, Reichshistoriker und völkische Philosophen, die in der Frühzeit des Regimes so sehr im Mittelpunkt gestanden hatten.« Vermutlich wird man sich darauf verständigen können, dass die systemische Bedeutung der Archäologie – um den Terminus ›Systemrelevanz‹ zu vermeiden – in den Jahren 1933 bis 1939 durchaus gegeben war und gegenüber 1939 bis 1945 deutlich öffentlichkeitswirksamer und politiknäher ausfiel. In der Kriegsphase, vor allem fernab des Deutschen Reichs agierte man unter dem Schutz von Wehrmacht und SS-Divisionen stärker ›selbstbezogen‹.

Der nächste Beitrag der Archäologin und Pädagogin Miriam Sénécheau, ›Die ›Germanen‹ und ›wir‹. Germanenbilder in gegenwärtigen Geschichtskulturen‹ (S. 140–173), führt in die Jetztzeit. Sie betrachtet zunächst mit weit verbreiteten illustrierten Printmedien (GEO, Spiegel, Stern, P. M. etc.) und Sendungen der Fernsehanstalten Sonderbeiträge beziehungsweise -hefte zu den Germanen. Diese hätten frühere Beiträge, die schwerpunktmäßig den antiken ›Hochkulturen‹ (insbesondere der römischen Welt) galten, aktuell verdrängt und würden (bisweilen eher unterschwellig) Kontinuitätsbezüge zur heutigen Bevölkerung in Deutschland konstruieren. Häufig werde dabei ein bereits im Nationalsozialismus propagiertes Germanenbild im ›neuen Design‹ vorgeführt. Die Germanen stünden dabei auch für eine Zivilisationskritik, die bereits im völkischen Gedankengut gegen die Moderne ausgerichtet war und dem Kulturpessimismus folgte. Die Belege, Darstellungen und Analysen von Sénécheau überzeugen; ich vermisse dabei lediglich den Hinweis, ob in diesen Beiträgen überhaupt eine fachwissenschaftliche Beratung erfolgte und gegebenenfalls durch wen.

Ausgesprochen schlecht kommen in ihrem Beitrag die Schulbücher und generell die ›Geschichtskultur für ein junges Publikum‹ weg. Man greife dort auf einen älteren, ideologiebefrachteten Kenntnisstand zurück und scheue auch nicht davor, altnordische Götter- und Heldenlieder heranzuziehen, die im dreizehnten Jahrhundert niedergeschrieben wurden: Wotan und Thor werden so Bestandteil der germanischen Götterwelt! Selbstkritisch muss man hier allerdings anmerken, dass wir zur Religion der Germanen, deren Bezeichnung die Autorin nur »für einen Zeitraum ab Christi Geburt bis um 300 n. Chr.« (S. 146) – hierzu gleich mehr – für zulässig hält, wenig wissen und etwa in der Berlin-Bonner Ausstellung zu diesem Bereich eigentlich überhaupt nichts erfahren. Im Begleitband fasst der Nordist und Religionswissenschaftler Matthias Egeler (Germanenkatalog 194–211) unseren vor allem auf Schriftquellen basierenden Kenntnisstand zusammen und erläutert die

Unmöglichkeit, von einer raum- und zeitübergreifenden ›germanischen Religion‹ zu sprechen.

Nun aber zu einem ›Topos‹, der einem nicht nur bei Sénécheau, sondern etwa auch bei Mischa Meier (S. 35f.) und in Ankündigungen im Vorfeld der Berlin-Bonner Ausstellung häufiger begegnet ist, wonach die Bezeichnungen ›Germani‹ oder ›Germania‹ mit der Spätantike zugunsten einzelner Großstämme (Franken, Alemannen, Sachsen etc.) verblasst und schließlich verloren gegangen seien und erst im Zuge der Wiederentdeckung der ›Germania‹ des Tacitus im fünfzehnten Jahrhundert durch humanistische Kreise eine Renaissance erlangten. Das stimmt allerdings nur bedingt mit der früh- und hochmittelalterlichen Quellenlage überein, wo uns etwa in zeitgenössischen Annalen Begriffe wie »populus Germanicus« (auch im Plural) wiederholt begegnen und der fränkische König Ludwig (Sohn von Ludwig dem Frommen) bekanntlich als ›Rex Germaniae‹ oder ›Rex Germanorum‹ titulierte wird. Einschlägig ist auch der Karlobiograph Einhard, der in seiner Vita Caroli Magni (cap. 15) die ›Germania‹ anführt und als zwischen Rhein und Weichsel sowie Donau und Ozean gelegen verortet (also vergleichbar der ›Germania magna‹ bei Ptolemaeus). Natürlich stimmen Einhards weitere Ausführungen nicht mit der historischen Realität überein, wonach Karl die dort lebenden wilden und fremden Völker (nationes) besiegt und tributpflichtig gemacht habe. Dennoch war die ›Germania‹ Einhard und seinen Zeitgenossen ganz offensichtlich weiterhin ein Begriff. Als Reminiszenz lebten die antiken Bezeichnungen und Zuweisungen kontinuierlich fort und sind nicht erst im Spätmittelalter wieder aufgegriffen worden.

Den gemeinsamen und letzten Beitrag in diesem Band von dem Archäologen Karl Banghard und dem Rechtsextremismusexperten Jan Raabe ›Das Germanenbild der extremen Rechten nach 1945‹ (S. 174–205) habe ich mit besonderem Gewinn gelesen, schließen doch üblicherweise Rezeptionsarbeiten zu den Germanen mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ab. Die folgenden Jahrzehnte bis hin zur Gegenwart werden nicht mehr vom wissenschaftlichen Diskurs erfasst, wohl unter anderem, weil sich die einschlägigen Gruppierungen, die die Autoren hier vorstellen, außerhalb (oder höchstens ›tangential‹) zu unseren Fachkreisen bewegen.

Der Essay behandelt nacheinander verschiedene ultranationale beziehungsweise rechtsradikale Gruppierungen und beginnt mit der 1952 gegründeten Wiking-

Jugend, zum Zeitpunkt ihres Verbotes im Jahr 1994 die damals größte neonazistische Jugendorganisation. Diese orientierte sich an der Hitlerjugend und einer obskuren Germanenschwärmerei mit der Verwendung von Runen – etwa der sogenannten Othala-Rune auf ihren Flaggen – und germanischen Monatsnamen. Es folgt die HIAG, die Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Waffen-SS. Dieser waren auch bekannte, früher der Waffen-SS angehörige Prähistoriker verbunden; sie gab sich ein ›karitatives Mäntelchen‹ und verkehrte durchaus in bürgerlichen Kreisen. Die HIAG pflegte unabhängig davon ›germanisches, rückwärtsgewandtes Brauchtum – oder das, was man darunter verstand. Banghard und Raabe blicken aber auch über Deutschland hinaus und beleuchten internationale Gruppierungen wie die Northern League, die den Brückenschlag von Europa nach Nordamerika vollzog und Apartheid und Rassismus verkündete. In einer Rezension können nur einige Akzente gesetzt und Beispiele angeführt werden. Ein besonders aktuelles ist die sogenannte Neue Rechte, die sich vom schwülstigen und rassistisch beladenen Germanenbild offiziell verabschiedet hat und die angebliche signifikante Gleichberechtigung der Geschlechter bei den Germanen betont! Zentrale Punkte der Revitalisierung des Germanenbezuges bieten ihr weiterhin ›germanische Religion‹ und Mythen. In einer Fachzeitschrift wie den Bonner Jahrbüchern sollte man natürlich keine politisch-inhaltliche Auseinandersetzung mit der Neuen Rechten erwarten, aber ein Hinweis gerade auf diesen Abschnitt sollte zulässig sein. Gemeint ist insbesondere die Transformationsfähigkeit in der Argumentation und im Auftreten der Neuen Rechten, die auffällt. Nicht zufällig passt ins Bild, dass und wie sie sich aktuell auch an Aktionen der sogenannten Querdenker-Bewegung beteiligt.

Ein Fazit zum besprochenen Band ›Germanenideologie‹ ist schnell gezogen. Man kann der Bundeszentrale für politische Bildung nur danken. Ihre Publikation füllt mehr als nur eine Lücke; sie stärkt argumentativ Institutionen und Kreise unserer Gesellschaft, die mit demokratischen Mitteln gegen den Rechtsradikalismus in Deutschland ankämpfen. Die ›Germanenideologie‹ als eine seiner Grundlagen wird in diesem Band ausführlich analysiert und – man darf das Verb benutzen – auch entlarvt.

Bonn

Jürgen Kunow